

Wir selber könnten Engel sein ...

Eine Predigt von Ulla Franken zur Heiligen Nacht 1998 im Berliner Dom

Liebe Gemeinde!

„Da bist du ja, mein Engel“ – so begrüßte die Mutter meiner Freundin Anne ihre Tochter oft, wenn wir gemeinsam aus der Schule kamen. Anne und ich waren damals ungefähr 10 Jahre alt und ich fand Annes Mutter manchmal ziemlich merkwürdig: Sie war so ganz anders als meine eigene. Aber immer, wenn Anne mit diesem Satz begrüßt wurde, beneidete ich sie ein wenig um ihre Mutter. Oder lag es gar nicht an der Mutter, sondern an Anne selber? Lag es an Annes schönen blonden Haaren, an ihrem hübschen Gesicht und ihrer zarten Figur, dass ihre Mutter „Engel“ zu ihr sagte? Oder – andersherum gesagt – lag es an mir, dass noch niemand auf die Idee gekommen war, mich „mein Engel“ zu nennen? Wie hätte ich sein müssen, um – zumindest manchmal – ein Engel zu sein?

Die Engel, die uns in der Bibel begegnen, geben auf solche Fragen keine endgültige Antwort. Denn es sind offenbar ganz unterschiedliche Wesen. Manche sind sehr musikalisch und spielen Harfe und Posaune. Andere sind eher kriegerisch oder sogar gewalttätig. Einige sind als Himmelswesen mit Flügeln ausgestattet – die Seraphim sogar mit sechs Stück – andere werden in ihrem Aussehen gar nicht näher beschrieben: Bei ihnen kommt es nur darauf an, was sie tun und was sie sagen.

Mit solchen Engeln haben wir es in den zentralen Bibeltexten zu tun: also auch in der Weihnachtsgeschichte. Auch wenn bei vielen Krippenspielen die Engelschauspieler danach ausgesucht werden, wie ähnlich sie mei-

ner Kinderfreundin Anne sehen – ohne dass vermutlich irgendjemand Anne persönlich kennt –, ist doch in der Weihnachtsgeschichte selber vom Aussehen der Engel nicht die Rede. Vielmehr werden hier die Engel zu dem, was sie sind, durch das, was sie sagen: „Fürchtet euch nicht!“

Das ist nicht viel, scheint es zunächst einmal. Nur drei Worte, und schon ist man ein Engel. So einfach ist das?

Ja, so einfach ist das.

Und doch gleichzeitig so schwierig. Denn wie jeder weiß, kommt es ja beim Reden nicht nur darauf an, Worte auszusprechen. Es kommt vor allem darauf an, diese Worte auch ernst zu meinen. Daran zu glauben, davon überzeugt zu sein, dass diese Worte wahr sind, dass sie stimmen.

Worte, bei denen das nicht so ist, nimmt auch der Hörer nicht ernst. Worte, an die wir nicht selber glauben, glaubt uns auch sonst niemand. Oder manchmal vielleicht doch – für eine kurze Weile. Aber wenn sich diese Worte danach als Lüge erweisen, wird es für alle schlimm. Und besonders schlimm wird es, wenn die Worte wichtige Worte gewesen sind. Worte wie: „Du bist wichtig für mich“; „Ich vertraue dir“; „Ich liebe dich“; oder auch Worte wie: „Fürchte dich nicht“. Wer solche Worte einmal gehört hat, ohne dass sie wahr und ernst gemeint waren, hat es manch-

mal sein ganzes Leben lang schwer, einem anderen überhaupt noch etwas zu glauben – ob derjenige es nun ernst meint oder nicht.

Deshalb gibt es gute Gründe, mit solchen wichtigen Worten besonders vorsichtig zu sein und achtsam mit ihnen umzugehen. Manche gehen sogar soweit, solche wichtigen Worte überhaupt nicht mehr auszusprechen, um sich und andere vor Verletzungen und Enttäuschungen zu bewahren. Aber wer solche Worte ganz zu vermeiden versucht, läuft Gefahr, sich und andere ins Leere laufen zu lassen mit ihrer Sehnsucht nach wahren und wichtigen Worten. Und solche Leere ist eine ebensolche Verletzung wie die Enttäuschung nach einer Unwahrhaftigkeit.

„Fürchtet euch nicht“, sagen die Engel in der Weihnachtsgeschichte. Die Hirten haben ihnen diese Worte erst einmal geglaubt. Und dann sind sie losgezogen, um sich selber davon zu überzeugen, ob die Engel Recht haben. Ob sie ihnen die Wahrheit gesagt haben. Das Kind in der Krippe im Stall haben die Hirten gefunden. Und weil schon lange angekündigt war, dass ein solches Kind der Retter der Welt werden würde; dass dieser neugeborene Mensch dafür sorgen würde, dass alles Leben am Ende gut ausgeht – deshalb wird im Stall und an der Krippe für die Hirten endgültig wahr, was die Engel ihnen gesagt hatten: „Fürchtet euch nicht.“

Auch für uns heute hängt – wie für die Hirten damals – die Wahrheit der Engelbotschaft davon ab, ob wir glauben können, dass diese Welt ein gutes Ende nimmt. Dass alles schließ-



lich gut ausgeht: unser Leben, das Leben unserer Kinder und das Leben der ganzen Schöpfung. Dann – und nur dann – bräuchten wir uns nicht zu fürchten.

Es gibt vieles, das gegen ein solches gutes Ende spricht; vieles, das zum Fürchten ist; vieles, das Angst machen kann. Und es hilft nicht weiter, vor diesem vielen die Augen zu verschließen und so tun zu wollen, als wäre das alles nicht da: unsere schier unermesslichen Möglichkeiten, grausam gegen uns selber und gegen andere zu sein; die immer wiederholte Erfahrung, dass wir einander nicht trauen können; die immer wieder verspürte Einsamkeit und Verletzlichkeit; die jederzeit mögliche Not. Und es gibt wohl nur eines, was dafür spricht, uns nicht fürchten zu müssen. Und das ist unsere Sehnsucht danach, ohne

Furcht zu leben; unsere Sehnsucht nach Frieden, nach Vertrauen, nach Worten, die wahr sind und die uns leben lassen. Ich nenne diese Sehnsucht: unsere Sehnsucht nach Gott. Unsere Sehnsucht, dass da einer sein möchte an unserer Seite: klein genug, um uns ähnlich zu sein und uns nicht zu erschrecken, und gleichzeitig groß und mächtig genug, um uns und die ganze Welt sicher in seiner Hand zu halten und alles zu einem guten Ende zu bringen.

Reicht dieses eine aus gegen das viele?

Es kommt wohl auf die Stärke der Sehnsucht an. Und darauf, dass uns Engel immer wieder an diese Sehnsucht erinnern. Diese Engel müssen keine Lichtgestalten mit Flügeln sein, sie müssen nicht Harfe oder Posaune spielen können, und sie müssen auch

nicht aussehen wie damals meine Freundin Anne. Sie können aussehen wie irgendjemand, der uns in den Arm nimmt und tröstet. Wie jemand, der uns freundlich anlächelt, wenn wir Sorgen haben. Oder wie einer, der heute abend neben uns sitzt und mit uns in das Licht der Kerzen schaut und mit derselben Sehnsucht wie wir die alten Worte hört: „Fürchte dich nicht.“

Wenn uns so ein Engel begegnet, dann sollten wir uns auf den Weg machen wie damals die Hirten: Auf den Weg zum Ziel unserer Sehnsucht; auf den Weg zu Gott. Und ich bin mir sicher: auf diesem Weg werden auch wir selber immer wieder zu Engeln füreinander werden.

Amen.

Intra-Venus Series

Das Spätwerk von Hanna Wilke (1940-1993) in der NGBK in der Oranienstraße 25

Dorothea Weltecke / Als die amerikanische Künstlerin Hannah Wilke 1991 mit einer Serie von überlebensgroßen Selbstporträts begann, war dies eine konsequente Fortführung ihrer Arbeit. Sie war damit bekannt geworden, ihren Körper nackt zu inszenieren. Lebendige weibliche Schönheit – eben ihre eigene Schönheit symbolisch gewendet – war ebenso Thema ihrer Kunst wie Zerstörung durch Fremdbestimmung und Abwertung. Dabei war ihre Kunst immer zu vieldeutig, zu witzig und zu tief sinnig, um als Agitation zu taugen.

Neu war ein anderes: Sie war jetzt 52 Jahre alt, gedunsen, ihre Augen la-

gen in tiefen Höhlen, sie war kahl auf dem Kopf – sie hatte Lymphdrüsenkrebs. Trotzdem posierte sie in der Haltung einer antiken Göttin, der Venus. Intra-Venus, in diesem Wortspiel über Venus und intravenös fasst Wilke zusammen, worum es ihr mit diesen Bildern geht – der Prozess des Krankseins, das aggressive Medikament bei der Arbeit, Körpersein. Ein Hauptmotiv sind Katheter für die Chemotherapie: Über ihrer linken Brust tauchen Schläuche in ihren Körper ein, hinterlassen Narben, verursachen den Ausfall ihrer wunderbaren dicken, schwarzen Haare, den sie genau dokumentiert, machen ihr Angst und

die wühlenden Schmerzen, die sie fotografisch mit Hilfe ihres Mannes in Szene setzt.

Aber Wilke geht es nicht darum, ihre Krankheit einfach zu dokumentieren; ihr geht es um Kunst. Daran lässt schon das monumentale Format und die Zusammenstellung der Fotos zu Diptychen und Triptychen keinen Zweifel. Der sakralisierende Eindruck ist gewollt. Er entspricht Formen auf den Bildern, die an christliche Frauendarstellungen erinnern und an die Passion natürlich. Und er wird durch die künstlerische Präzision in den Formen eingelöst. Wilke erhebt durch diese Altmeisterlichkeit ihre

Darstellungen zu etwas Kostbarem. Und wie alte Ölbilder entfalten auch Wilkes Fotos hinter ihrer Oberfläche ein Eigenleben. Aber warum geschieht

hier Kunst mit der Krankheit? Ich weiß, dass Ulla Franks theologischer Umgang mit ihrer Krankheit, ihr ungeheurer Mut und ihre Wachheit sie weit über ihre eigene Person hinaus geführt haben, dass

sie nicht mehr nur ihre eigenen Fragen gestellt und beantwortet hat, sondern auch die anderer. Auch Wilke wächst über ihre eigene sterbliche Person hinaus, sagt mehr, leidet mehr:

Wilkes zweites Hauptmotiv ist Venus, die Göttin der Liebe, Symbol der Weiblichkeit. Es ist ein Motiv, dass Wilkes vergehenden Körper in die Zeit verlängert. Es verbindet sie mit den unterschiedlichen Blicken und den vielen Körpern, aus denen das Bild der Weiblichkeit besteht. Wilke befragt dieses Bild, legt es auseinander, verformt es. Sie tut dies, indem sie höchst aufmerksam den körperlichen Formen ihres eigenen Lebendigkeit nachgeht. Und sie konfrontiert diese mit ästhetischen Formulierungen.

Auf einem Triptychon ist sie links zu sehen, wie sie greisenhaft und er-

schöpft auf einem Toilettenstuhl sitzt, während sie die Infusion erhält. In der Mitte liegt sie gelöst mit geöffneten Beinen in einer Badewanne, in



Intra-Venus Series #4, July 26, 1992



Intra-Venus Series #4, February 19, 1992

die glitzernd Wasser fließt, rechts steht sie, immer nackt. Stehend erinnert sie zum Beispiel an einen bestimmten Typ von Venusdarstellungen. Dieser Venustyp verkörperte alle Merkmale, mit denen man die geistige Schwäche der Frauen zu beschreiben pflegte.

Wilke nimmt sich dieser Figur über ihren eigenen Körper an: Sie zieht der Venus weiße Pantoffel an. Sie spreizt ihre schönen Hände affektiert über Bauch und Hüfte und erinnert damit an die Pin-Up-Girls. Diesen war immer der scheue, kokette Blick des lüstern betrachteten Tierchens eigen. Nicht so Wilke: Aus dem seitwärts gewendeten Kopf schaut sie mich ernst und scharf von oben an.

An der Kraft ihrer Augen bricht alles, was an dem Blick auf die Frauen

erniedrigend war, in sich zusammen. Vielmehr schickt sie den Blick zurück: Was willst Du eigentlich? Was tust Du? Was kannst Du? Und sie

zwingt mich, mich meinerseits Wilkes überwältigender körperlicher Präsenz auszuliefern, ihr zu begegnen.

Und deshalb ist hier alles anders: Wilke hat die Venus mit ästhetischen Mitteln neu konstruiert und etwas über heißes, quicklebendiges Dasein und Weiblichkeit gesagt. Ich stehe verstört und verzaubert im Pfeilhagel der liebenden Blicke ihres

Mannes hinter der Kamera und Wilkes eigenen, unendlich lebendigen Blicken aus dem Bild heraus. Ihre Bilder können das, was große Kunst zu einem so beglückenden, verändernden und klärenden Ereignis macht. Und Weinen ist nicht verboten.

Reihe Unterbrochene Karrieren. Eine Ausstellung der Neuen Gesellschaft für bildende Kunst, Oranienstraße 25, in Zusammenarbeit mit dem Haus am Kleistpark, 2. September bis 8. Oktober 2000, täglich von 12.00 - 18.30 Uhr.

Der Katalog der Ausstellung mit ausführlichen Überlegungen zu Wilkes Werk und seinem Kontext ist sehr empfehlenswert.